H. 3.

Die Posaune.

Nro. I.

1798.

Was ist Wahrheit? fragte Pilatus, und
gieng hinaus. — —

Herr Pilatus thåt übel daran, daß er's bey der blosen Frage: Was ist Wahrheit? bewenden ließ, und drüber hinaus — nach unserm Grundtexte — fort ging, ohne sich weiter um die Wahrheit zu bekümmern.

Doch um den Herr Pilatus werden sich die Leser auch wenig kümmern, und das thut nichts zur Sache.

Wenn es ihnen nur um die Wahrheit zu thun ist!

Dies ein frommer Wunsch, der aber jedem wahren Menschenfreunde am Herzen liegt, jeden bewegen sollte, das seinige beizutragen, daß Wahrheit immer weiter verbreitet werde.

Dahin werden denn vorzüglich die Verfasser dieser Blätter ihr Augenmerk richten: sie werden sich bemühen, Wahrheiten auszuposaunen, die jedermann wissen sollte, und die nur dadurch, daß sie zu jedermanns Ohren gelangen, wirken können.

Sie werden sich bemühen, Mißtöne zu vermeiden, und wenn sie gleich kein vollstimmiges, liebliches Konzert machen können, das Jedermann gerne hört; so werden sie sich doch Mühe geben, derley Töne hervorzubringen, die hie und da einem Zuhörer Beyfall ablocken mögten!

I.

Ueber den Landsturm.

In den Bißthümern Würzburg und Bamberg ist seit einiger Zeit ein verderbendes Spiel, das gefährlichste aller Hazard-Spiele, unter dem gemeinen Volke eingerissen. Man nennt es das Soldaten-Spiel (mit unter auch den Landsturm). . . . In geistlichen Staaten ist es um so gefährlicher, weil man hier weder seinen Umfang noch seine Freiheiten kennt, und zu berechnen versteht. Da ist es denn nicht selten, daß nicht nur die Pointeurs bey diesem Spiele zu Grunde gehen, sondern daß am Ende die Bank selbst gesprengt, und von Fremden, die das Spiel besser verstehen, in Besitz genommen wird. . . . .

Ein Reisender, der am 7. December in Vorchheim war, und dort die Uebungen der

bewaffneten Bürgerschaft, auch sonst schon mehrere dergleichen Uebungen des Landsturms im Würzburgischen und Bambergischen mit angesehen hat, vergleicht dieses militairische Spiel mit dem großen Ballon-Spiel der Italiener, wovon Burney in seinen Reisen sagt:

Per un giocco è troppo, per una bataglia è poco (zum Spaß zuviel, im Ernst zu wenig ....)

Nro. CIII. Deutsche Reichs- und Staats-Zeitung. 1797. Spalte 1641 und 42.

Heilig sollte einem jeden Menschen die Liebe zur Wahrheit seyn; laut und warm sollte jeder Menschenfreund für das, was er einmal als wahr und gut befunden hat, reden und einem jeden mit edler Freimüthigkeit unter die Augen treten, der es wagen wollte, ihm Schweigen zu gebieten, wenn er seine Stimme für Wahrheit und Recht erheben will. Aber Verdruß und Unwille muß die Stirne des edlen Mannes furchen, wenn er wahrnimmt, daß hie und da Menschen auftreten, welche durch Sophismen das Volk täuschen, und unter dem Vorwande: sein Bestes zu befördern, demselben seine unveräusserlichen Menschenrechte rauben, und seine natürliche Freiheit beschränken wollen.

Ich will sie hier nicht schildern die unangenehmen Empfindungen, die sich meinem Herzen andrängten, als während des Krieges der Neufranken gegen ihre so zahlreiche Feinde,

Männer auftraten, welche dem Volke die Billigkeit und Nothwendigkeit einer allgemeinen Bewaffnung vorpredigten. *)

Mancher dieser Apostel mochte sichs wohl gar noch zur Ehre angerechnet haben, mit einem so wichtigen Auftrage beglückt worden zu seyn. Sein moralisches Gefühl aber schlummerte gewiß, während der Verfertigung eines Aufsatzes, die Nothwendigkeit der Volksbewaffnung betreffend. Denn in seiner vollen Spannkraft wären sonder Zweifel auch jene feinern Saiten berührt worden, die einen hellen Laut für Volksglück und Menschenwohl, für Billigkeit und Recht, für Wahrheit und Gutes gegeben haben würden; und Vergnügen und Freude hätten sie durch ihre süssen Töne aufgeweckt.

Kein edeldenkender Mann wird sichs zur Ehre anrechnen, seine Mitbrüder zu dem zu stimmen, was offenbar zu ihrem Verderben gereicht. Und doch geschah' dies leider und geschieht noch von den Gesandten der Despotie. Es giebt überall verworfene Menschen, unter

*) Vermuthlich waren sie von den Landesregenten zu diesem edlen Geschäfte gedungen.

allen Ständen und in allen Gilden, die sich nicht schämen, das Laster zur Tugend und die Tugend zum Laster zu stempeln. Geschieht dies aber von Männern, die sich zur gelehrten Gilde zählen, dann verdienen sie Mitleid, Verachtung und Schande: Mitleid in Ansehung ihres Verstandes, und Verachtung und Schande wegen ihres Herzens.

Jeder gutgesinnte Mensch muß trauern, wenn er bemerket, daß hie und da Gelehrte ihre Würde entweihen und ihren Namen beflecken durch unedle Thaten. Da und dort traten seit einiger Zeit manche dieser Unwürdigen auf, verkauften die Lüge für Wahrheit, begünstigten die widerrechlichsten Vorschläge, welche die Obern zum Schaden und Nachtheil des Volks gefaßt hatten, und boten die Hand dazu dar, daß Tiranney sich weiter verbreiten und das Gefühl für Wahrheit, Billigkeit und Recht, für Tugend und Bravheit erstickt werden möge. Haben in diesem Betracht alsdann diejenigen wohl unrecht, welche behaupten: daß wir noch weit in der Kultur unsers Geistes zurücke wären, daß Aufklärung unter unsern Zeitgenossen, Glückseeligkeit, Menschenwohl und Völkerrechte nur leere Namen wären, die unser

Gedächtniß zurückrufe, ohne daß wir deutliche und klare Begriffe damit verbänden? —

Wenn der Gelehrte sich nicht mehr scheuet, Ehre mit Schande zu verwechseln; Arglist, Betrug und Verstellung Politik nennt; Grausamkeit Raub, Verwüstung und Mord, als nothwendig zur Erhaltung des Ganzen anpreißt: wie tief muß da nicht im Kurzen die Sittlichkeit beim Volke fallen. Wer kennt nicht die traurigen Folgen des französischen Freiheitskriegs gegen die coalirten Mächte? und wer trauert nicht wegen des unbeschreiblichen Elends, das durch ihn über ganz Europa gebracht worden war? Aber ein weit größeres Elend würde offenbar über manche Länder sich verbreitet haben, wenn der Wille ihrer Regenten: eine allgemeine Volksbewaffnung zu veranstalten, befolgt worden wäre. Ein kalter Schauder durchbebte mich, so oft ich einen Aufruf eines Fürsten an seine Unterthanen, sich zu bewaffnen, las, weil ich mir das Unglück, welches für das Land daraus erwachsen müßte, immer dabey lebhaft vorstellte. Aber ich muß es auch gestehen, daß ich mich innig freute, wann ich hörte, daß die Unterthanen auch bey dem lautesten Ruf taub blieben, und daß nur hie und da durch Drohungen und Furcht vor der empfind-

lichsten Strafe, einige gezwungen worden waren, die Waffen zu ergreifen, die sie aber auch bald wieder wegwarfen, als sie die Gefahr merkten, welcher sie sich dabey aussetzten.

Die Fürsten, welche sonst gewohnt waren, blinden Gehorsam von ihren Unterthanen zu verlangen, staunten nicht wenig, als sie gewahr werden mußten, daß das Volk, bey einer in ihren Augen so billigen und gerechten Sache, die Bewaffnung der Unterthanen betreffend, nicht hören wollten, und daß selbst Drohungen nichts vermögen könnten.

Sie glaubten daher ihren Zweck besser erreichen zu können, obgleich auch dieses Mittel, wie die Erfahrung es bisher gelehrt hat, unkräftig blieb. Gelehrte wurden angefeuert, ihre Rednertalente für die Nothwendigkeit einer allgemeinen Volksbewaffnung zu üben: aber ihre Zauberkräfte hatten diesmal die Wirkung nicht, die sie sonst hervorzubringen vermögend waren.

Ich habe eben ein so edles Geistesprodukt eines solchen Redners vor mir, der die Rechtmäßigkeit seines Landesherrn, seine Unterthanen in die Waffen rufen zu dürfen, in Schutz

nimmt, und seine Gründe — freilich nicht die edelsten, nach seiner Art aufzählt.

Heischer schrie sich der gute Mann in seiner 4 Bogen langen Rede, und mußte nachher die traurige Erfahrung machen, daß er seine Lunge umsonst angegriffen hatte.

Selbst auf Koburgs drohenden Aufruf achtete man nicht, man höhnte mehr darüber, als man davor erschrak. Denn als Koburg den 30. Juli 1794 in dem äussersten Drange die deutsche Nation aufrief: die Waffen gegen die Neufranken zu ergreifen, und dadurch die Bewohner am Rhein und der Mosel dazu zu bewegen suchte, erschien eine Flugschrift, *) worinnen der Verfasser seine Landsleute wegen der angeblichen Furcht, in die sie der Aufruf versetzt haben sollte, zu beruhigen suchte, indem er ihnen durch eine Ironie begreiflich machte, daß jener Aufruf nicht an die gemeinen Bürger und Landbebauer, sondern an die deutschen Fürsten und an den Adel gerichtet wäre.

*) Erklärung des von Herrn Prinzen von Koburg den 30. Jul. 1794 ergangenen Aufrufs, niedergeschrieben von einem Rheinländischen Bürger; im Monate Aug. 1794.

Selbst die Anrede, sagt der Verfasser, zeigt schon, daß der Aufruf nur Fürsten und Adeliche angeht. Denn, fährt er fort, wo ist je ein Beispiel, daß sich ein deutscher Fürst so herabgelassen, Bürger und Bauern, Brüder und Freunde zu nennen?

Ist es nicht viel wahrscheinlicher, daß der Fürst hier mit seines gleichen, mit Fürsten und Adelichen, rede? — Doch gesetzt, äusserste Noth, nahe an Verzweiflung gränzende Besorgnisse, dringende Gefahr, hätten diesmal den Prinzen zu dieser demüthigenden Herablassung bemüssiget, so zeigt doch sein Aufruf, daß er hier nicht zu Bürgern spreche.

Seine Durchl. sagen darinn: „daß ihre „tapfern Kriegsheere in drey mörderischen Feld„zügen den härtesten Kampf gestritten, um Euch, „Euer Eigenthum, die Ruhe Eures Lebens, „die Sicherheit Eurer Felder, die Erhaltung „Eurer Religion, das Glück Eurer Kinder, „den Reichthum Eurer blühenden Provinzen vom „Untergang und von der Vernichtung zu ret„ten.„ — Unmöglich kann der Prinz teutsche Bürger für so gar einfältig halten, daß sie bey allem Gefühl ihres Elendes dennoch wähnen sollten, der Krieg begann um ihrentwillen,

zu ihrem Glück, zu ihrem Nutzen. Was könnten teutsche Bürger dabey gewinnen, wenn auch ganz Frankreich dabey erobert würde? Wäre nicht vielmehr zu befürchten, daß vielleicht der Handel dahin, wie in die Erblande, beschränkt würde? Nein! wir wissen es, daß dieser Krieg weder für uns, noch für das Glück unserer Kinder geführt wird. Vielmehr ist es weltkundig, daß er ausser den eigennützigen Absichten der Fürsten, welche hier ein zweytes Pohlen zu finden glaubten, blos um die Erhaltung der hohen Würde der Fürsten und des Adels, welche die Neufranken zu Staub zermalmten, angefangen und geführt worden sey. — An die Fürsten und an den Adel, für deren Glück gekrieget wird, ergieng der Aufruf des Prinzen. Bürger! wie könnt ihr euch darüber so beunruhigen?"

„Wenn der Prinz sagt, er stehe an der Maas, zur Vormauer für die teutsche Freiheit, — mit wem kann er sonst sprechen, als mit teutschen Fürsten und teutschen Adel, die allein Freiheit genießen? Denn es ist ja bekannt, Bürgerbrüder! daß wir von dem Genusse wahrer ächter Freiheit weit entfernt sind.

Wir haben keine Preß- und Redefreiheit und keine freie Handlung; haben nicht den mindesten Einfluß auf die Regierung und auf die Wahl der Beamten; nicht den mindesten Einfluß, weder auf die Art der Erhebung, noch auf die Art der Verwaltung unserer Finanzen. Man behandelt uns offenbar ungerecht, und — wir müssen schweigen; müssen zusehen, wie das überflüssige Wild unsere Ernde vernichtet, ohne uns beklagen zu dürfen. Wir werden gedrückt, schwer gedrückt, und wo sollen wir uns beschwehren, um Hülfe zu erhalten? Man nimmt uns unsere Söhne, dem Vieh gleich führt man sie zur Schlachtbank, nnd wir müssen es geduldig leiden. Mit thränendem Auge müssen wir es sehen, wie sie stückweis an Auswärtige verkauft, in alle Welttheile geführt und geschlachtet werden. Wer kann hingegen alle die Wohlthaten, welche andere freie Völker genießen, und wir entbehren müssen, her erzählen? Nur teutsche Fürsten und teutscher Adel können sich wahrer Freiheit rühmen!"

„Ja! nur den Fürsten und den Adelichen kann der Aufruf gelten, weil der Prinz ausdrücklich darinnen sagt: „Gebt Eure silberne „Gefäße dem Kaiser, damit er Eure Verthei-

„diger besolde.“ Woher sollten die armen ausgesaugten Bürger und Bauern goldene und silberne Gefäße nehmen? Diese sind wieder nur bey den Fürsten und Adelichen zu finden.“

Der Verfasser der Erklärung führt die Ironie noch weiter durch, um seinen Landsleuten aus dem Aufrufe zu zeigen, daß der Bürger und Bauernstand nicht gemeint seyn könne, den man bewaffnen wolle. Er sagt: „In diesem Ausruf an die Bewohner der schönen Gegenden am Rhein und an der Mosel, daß sie sich bewaffnen und kämpfen sollen für ihren Kaiser, für ihre Freiheit u. s. w. setzet doch wohl der Prinz zum voraus, daß diejenigen, die solchen Soldaten, wie die Franzosen sind, sich entgegen zu stellen hier aufgefordert werden, sich schon etwas in Waffen geübt haben, und daß sie mit den nöthigen Kriegsbedürfnissen versehen seyn müssen. Unmöglich kann ein solcher erfahrner Feldherr, wie Koburg zu Bürgern und Bauern, die nie Waffen trugen, noch welche haben, sagen: „Formirt eine Armee! kämpfet, sichert „meinen Rücken!“ Es gehört eine geraume Zeit zur Vorbereitung und Uebung. So was kann nur zu Fürsten und Adelichen, die alle mit

Waffen versehen, und durch Jagdbelustigungen schon in Waffen geübt sind, gesagt werden.

Wer kann also hier noch zweifeln, daß dieser Aufruf, nach seinem wesentlichen Inhalt, an die fürstlichen und adelichen Bewohner des Rheins und der Mosel ergieng?

„Endlich klären auch die zwey letzten Drohungen des Hrn. Prinzen es deutlich genug auf, daß sie nicht an euch gerichtet sind. Er drohet erstlich bey der Verweigerung seiner Forderung, daß er über den Rhein gehen wolle, und das könnte nur den Fürsten und dem Adel schaden. Was würden wir Bürger dabey verlieren, wenn der Prinz über den Rhein gienge? *) Und im schlimmsten Fall, die Franzosen kämen, **) eroberten unser Land, und wir würden mit ih-

*) Daß er dieses wirklich that, als die Bewaffnung nicht zu Stande kam, und bald darauf sein Kommando niederlegte, ist bekannt.

**) Sie kamen wirklich, und die Vereinigung verschiedner teutscher Provinzen geschah.

nen vereiniget: — Wir würden alsdann an die fürstliche Souverainetät die unsrige setzen, Sklaverey mit Freiheit vertauschen, und künftig freier und glücklicher leben. Was könnte also eine solche Drohung, wenn sie an uns ergienge, wirken? Gewiß auf uns nicht; aber auf Fürsten und Adel, und nur an diese kann sie gerichtet seyn."

„Mit der zwoten Drohung, als wollte der Prinz bey seinem Rückzuge, euch alles das entziehen, was dem Feinde zu seiner Erhaltung dienen könnte, konnte Koburg, der selbst Feinde schonende Koburg, unmöglich euch beängstigen wollen. Wie könnet ihr von dem menschenfreundlichen Koburg erwarten, daß er an euch, die ihr schon drey Jahre lang alle gräßliche Folgen eines unglücklichen Krieges, der nur zur Erhaltung der hohen Würde der Fürsten und Adelichen geführt wird, so geduldig ertruget, ein Unmensch — ein Tirann werden würde? Nein! dies kann der gütige Koburg nicht. — Kurz, der Aufruf kann nicht an euch seyn!" — —

Aus dieser Persiflage und noch aus andern Flugblättern über diesen Gegenstand, kann man leicht abnehmen, daß das Volk keinen Sinn für die Bewaffnung hat. Am wenigsten aber wird man es dazu geneigt machen, wenn man es durch wahren Unsinn dazu bereden zu können glaubt. So ist es zum Beispiel wahrer Unsinn, wenn man das Volk durch solche Worte zu bewegen sucht, in die Waffen zu treten, mit welchen ein Wirtembergischer Schriftsteller zu seinen Mitbürgern spricht: *) „Das Vaterland bittet euch, ihm einige Zeit „aufzuopfern; ihr bedauert grossen Theils so „selten den Verlust der Augenblicke, die ihr „euren Vergnügungen schenket; und dem Va„terlande wolltet ihr einige Wochen versagen, „da ihr doch der weisen Verfassung desselben „das ganze Glück eures Lebens danket." Wenn das Vaterland bittet, so versteht man doch ohne allen Zweifel unter Vaterland das Volk?

*) Schreiben eines Wirtembergers an seine Mitbürger aus Veranlassung des Landaufgebotes. Stuttgart, bey Joh. Fried. Steinkopf. 1794. S. 9.

Also das Volk bittet das Volk, daß es sich für sich selbst aufopfere? —

Das Volk zu erhalten und zu schonen ist ja der Zweck. Wenn nun aber das Volk zu Felde zöge, so müßte der Zweck in Mittel verwandelt werden, und was wäre denn nun Endzweck? — —

Wann es übrigens nur mit dem Zeitverlust etlicher Wochen abgethan seyn würde, so möchte es noch hingehen: aber es betrifft Menschenleben, wenn man sich gegen den Feind bewaffnet hinstellt; Störung des Familienglücks ist die Folge, und da geht man nicht so rasch zu Werke.

Wir sind nicht zu Soldaten gebohren, sagten hie und da die aufgebotnen Landleute; Waffenübungen sind unsere Sache nicht; wer Lust hat, mag sich damit beschäftigen. Ich gestehe es, daß ich gegen diesen Ausdruck des innern Gefühls für bürgerliche Freiheit und Rechte nichts Erhebliches einzuwenden vermögend wäre; aber die Antwort auf ihre Aeusserung war: „Wenn „das Vaterland in Gefahr ist, ist jeder Bür-

„ger so lange Soldat, als die Gefahr dauert, „und als die Zahl der stehenden Truppen unzu„länglich ist, sie abzutreiben.“ Wozu nützte also dem Bürger und Bauer das Militär, das er mit schweren Kosten unterhalten mußte, wenn es ihn bey dringender Gefahr nicht beschützen kann? wenn er selbst auf seine Rettung bedacht seyn, und sein Leben aufopfern soll? Also täuschte man bisher die Bewohner der Staaten fürchterlich; nahm ihnen lange Zeit Abgaben ab, um das Militär zu unterhalten; und nun, da der Fall eintritt, daß es den friedlichen Bewohner der Hütten und den arbeitsamen Bürger in Städten Sicherheit verschaffen und ihn beschützen soll, *) sagt man ihm: Du mußt selbst den Feind abtreiben; wo nicht, so überläßt man dich deinem Schicksal.

Man sollte sich schämen den Bürgern solche Gründe für die Bewaffnung vorzulegen, wie

*) Unter dieser Bedingniß bezahlen ja die Bürger den Soldaten, daß er ihr Eigenthum schützen und für Sicherheit und Ruhe wachen soll.

folgender: „Der Staat hat euch bisher Si„cherheit für euer Eigenthum verschafft; jetzt ist „es um seine eigene zu thun; er hat die Be„dingungen gegen euch erfüllt, und ihr wolltet „die Verbindlichkeit gegen ihn aus den Augen „setzen?“ In Friedenszeiten ist es freilich leicht, die Bürger zu schützen: sie schützen sich da einander selbst, ohne Militär nöthig zu haben; aber in Kriegszeiten haben sie Schutz nöthig, den sie längst vorher theuer bezahlten.

Wenn also die Regierung den Bürgern im Staate Sicherheit verschaffte; so war dieses ja Pflicht für die Regierung, weil die Bürger deswegen ihre Abgaben erlegten, zu jeder Zeit geschützt zu werden. Was soll also das heissen: „Jetzt ist es um die eigene Sicherheit des „Staats zu thun?“ Vielleicht so viel: Die Regenten und die Minister stehen in Gefahr ihre Hoheit, ihre Würde, ihre Macht und ihr Ansehen zu verlieren, wenn die Frankreicher in diesem oder jenem Staate vordringen würden.

Jetzt wird es freilich begreiflich, warum unsere Fürsten so eifrig daran arbeiteten, ihr Volk

gegen die Vertheidiger der Freiheit aufzubieten, damit sie nämlich fort tirannisiren können. *)

Was sagen wohl meine Leser zu dem Grund, den fast alle Fürsten in ihrem Waffenaufgebot angeben?

„Dem Landesherrn komme das Recht des „Aufgebotes seiner Unterthanen zu, weil — „höre es Nachwelt! — ihm das Wohl des „Staats anvertraut ist.“

Freilich ist dem Landesherrn das Wohl des Landes anvertraut; und eben deswegen kann er seine Unterthanen nicht in die Waffen rufen, weil dadurch der Wohlstand der Unterthanen gestört würde, wenn sie, die den stehenden Soldaten in Kriegs und Friedenszeiten unterhalten müssen, über dieses auch noch mit diesem zu einem Zwecke wirken sollten. Denn sobald Bürger und Bauer, Vornehmer und Geringer ins Lager zu ziehen genöthiget würde: so entstünde

*) Der Erfolg lehrte es auch, daß die Fürstenherrschaft ein Ende nahm, wo die Männer der Freiheit festen Fuß faßten.

eine Unordnung in dem Hauswesen, eine Zerrüttung in den Familien und eine Stockung in den Geschäften, welches auf das Ganze einen sehr nachtheiligen Einfluß haben würde, so daß die Regenten in mehr als einer Rücksicht es zu bedauern Ursache hätten, die Unterthanen bewaffnet zu haben.

Rief' man den spekulirenden Kaufmann aus seinem Komtoir, den arbeitsamen Handwerker aus seiner Werkstätte und den thätigen Landbebauer von dem Pfluge in das Schlachtfeld, entzöge man die erwerbenden Einwohner der Staaten dem Kreise ihrer Familien: so würde ein Stillestehen der Geschäfte erfolgen und eine Wirre entstehen. Wenn der seine Familie ernährende Bürger und Landmann dem Schoose derselben entrissen würde: so käme sie in Gefahr hungern zu müssen, und ihr Loos würde Kummer und Elend seyn.

Diese und noch mehr traurige Folgen kann man voraus sehen, wenn die Bewohner eines Landes samt und sonders dem Feind entgegen zögen, weil alsdann die blühendsten Handlungen, die Gewerbe und der Ackerbau darnieder

liegen und die Betriebsamkeit aufhören würde. Liegt einem Landesfürsten das Wohl seiner Staaten wirklich am Herzen: so wird er gewiß seine Unterthanen nicht ohne Noth in die Waffen rufen.

Hier könnte man einwenden: „Die Frankennation wäre ja auch bewaffnet worden. Es ist wahr, aber unter ganz andern Umständen. Wenn der Frankreicher die Waffen nahm, weil seine Familienumstände zum Theil schon zerrüttet worden waren; so soll sie der Teutsche nehmen, damit er die seinigen auch zerrütte. — Welch eine Forderung! — Wer würde dem teutschen Bürger den Schaden vergütet haben, den seine Familie durch seine Entfernung erlitten hätte? —

Der größte Theil der Frankenarmeen bestund beiweitem nicht aus dem Landvolke, wie man den Teutschen aufdringen wollte, sondern mehr aus Leuten, welche vor der Revolution sich des Luxus wegen beschäftigten und bey der veränderten Lage der Sache nicht mehr nöthig waren; dann aus Menschen, welche die Noth zum Kriegsdienst zwang, endlich auch aus freiwilligen und wohlhabenden Leuten, die für Freiheit

und für die Wiederherstellung der ihnen geraubten Menschenrechte streiten wollten.

Wenn übrigens auch der Landbebauer, und der Bürger, der Geschäfte trieb, zu den Armeen gerufen wurde: so litte seine Familie beiweitem den Verlust nicht, den sie in jedem teutschen Staate, durch die Volksbewaffnung würde empfunden haben.

Die französische Volksregierung hat dafür zu sorgen gewußt, daß die arme Volksklasse beschäftiget werden konnte, um sich die nöthigen Bedürfnisse anschaffen zu können; und nach den von ihr getroffenen Verfügungen durfte auch der Ackerbau nicht vernachläßiget werden. Und noch über dieses giengen die Männer der Freiheit muthig und froh ins Feld, weil ihnen ein reichlicher Sold gereicht wurde, und weil, wer von ihnen verstümmelt und zum Krüppel geschossen worden war, eine lebenslängliche Pension erhielt, und die Familien derer, die das Mordgewehr zu Boden streckte, hinlänglich versorgt werden.

Daß aber übrigens auch der Geschäftsmann, der Fabrikant und Kaufmann in Frankreich, die traurigen Folgen eines beispiellosen Krieges empfand und leider noch immer empfindet, ist keineswegs zu läugnen.

Wäre nun aber nicht ein ähnliches Unglück über diejenigen teutschen Staaten gebracht worden, deren Einwohner man bewaffnet und dadurch ihre Familienumstände zerrüttet hätte? —

So lange von dem Volke das Militär unterhalten wird, kann man nicht verlangen, daß es sich gegen den Feind bewaffne. Am allerwenigsten aber kann ein Fürst seine Unterthanen deswegen in die Waffen ruffen: „weil ihm das Wohl des Landes anvertraut ist."

Der Wohlstand eines Landes wird durch Arbeitsamkeit, Fleis und Betriebsamkeit befördert; und dazu werden Hände erfordert. Wenn nun aber die arbeitsame, thätige Volksklasse im Felde ist, wer soll arbeiten? — wer die Geschäfte besorgen? — wer die Handlung treiben? — wer die Fabrikate abneh-

men? Wie sollen sich die zurückgebliebenen Nahrung verschaffen ohne Verdienst? wie ihren Hunger stillen? — Schöne Beförderung des Landes Wohl durch Bewaffnung der Unterthanen zur Vertheidigung der Tiranney!

Als in einem gewissen Oberamte, der Amtmann die Weisung von seinem Fürsten erhielt: aus jedem Dorfe etliche Männer vorzuladen und ihnen den Befehl des Landesherrn, sich zur Bewaffnung bereit zu machen, kund that, antworteten sie freimüthig und ganz naiv: „man hätte ja den Krieg angefangen, ohne „sie vorher zu fragen, ob sie mitwirken woll„ten, man könne jetzt auch ohne sie ihn füh„ren. Es sey ja das schon genug, fuhren sie „fort, daß sie ihre Söhne zu Soldaten her„geben müßten, und es geschehen liessen, wenn „immer von neuem Ergänzungstruppen aus„gehoben würden. Das wäre zu viel gefor„dert, wenn sie selbst noch mit ins Feld ziehen „sollten. Der Ackerbau wäre ihre Sache, „mit Mordgewehren könnten sie nicht umge„hen. ꝛc."

In einem souveränen Staate würde eine solche Aeusserung mächtig geahndet und bestraft worden seyn; aber wo die willkührliche Gewalt der Fürsten durch Landstände beschränkt wird, kann und darf man schon zu seiner Zeit ein Wort der Wahrheit ohngestraft sprechen. *)

Es wäre in der That schlimm, wenn man den Landbebauer dem Pflug entzöge und seine zurückgelassene Hausgenossen einem traurigen Schicksal Preis gäbe. Man lasse ihn zu Hause für seine Familie arbeiten und ihr Nahrung verschaffen: dort nützt er; aber gewiß nicht im Felde mit der Flinte und dem Säbel.

Doch gesetzt, es käme dazu, daß der gezwungene Landmann den Kriegsmann spielen sollte, was würde er wohl für Großthaten verrichten? Was würde er in den Gefechten für Muth zeigen, welchen er wider Willen beiwohnen muß? — Wird er nicht der Er-

*) Da obiger Befehl ohne Zuziehung der Landstände gegeben worden war: so blieb er auch wirklich ganz unkräftig.

ste seyn, der bey blos scheinbaren Gefahren seine Rettung in der Flucht zu suchen sich anschickt? — Kommt noch über dieses die Besinnungskraft bey ihm, warum er eigentlich die Waffen hat ergreifen müssen, nämlich nicht für sich und seine Familie, nicht für Freiheit und Menschenrechte, wie die Neufranken, die ernsten Blicks, sich ihrer guten Sache bewußt, mit Muthe gestählt gegen die Feinde ihrer Freiheit anrückten, und um diese zu erkämpfen den Tod nicht scheuten: dann würde Zaghaftigkeit sich seiner vollends bemächtigen. Schrecken würde den zum Soldaten gezwungenen Bauer oder Bürger fassen, wenn er seine Bekannten neben sich hinstürzen sähe; er würde sich zurück drängen, und in den Gliedern Unordnung und Verwirrung verursachen. Und würde man ihn auch unter schon geübte Krieger stellen, es würde die Unordnung nicht vermieden werden, vielmehr sich vergrößern und das Treffen, welches vielleicht ohne ihn gewonnen worden wäre, gieng um desto gewisser verlohren.

Was würde nun aber wohl geschehen, wenn eine Schlacht verlohren gienge, wo Bür-

ger und Bauer mit auf dem Kampfplatz stünde? Würde man sie nicht sowohl im Felde als in ihren Wohnplätzen feindlich behandeln und Rache nehmen? Hätte man da nicht einen hübschen Vorwand, die Dörfer zu verheeren und die Städte zu plündern?

Friede den Hütten! wäre nie durch Belgien, Batavien und all' diejenigen Länder erschollen, in welche die siegreichen Heerhaufen der Franken drangen, wenn die Unterthanen nach dem Wunsche der Grossen die Waffen ergriffen und den Männern der Freiheit Widerstand geleistet hätten. Ihr Schicksal wäre gewiß fürchterlich gewesen. Die Fürsten und der Adel konnten mit ihrem Gelde entfliehen, und dieses geschah' denn auch wirklich; aber was hätte der Bürger und Bauer anfangen sollen, dem ohne Geld seine Flucht nicht genützt haben würde? —

Dank sey es der Vorsehung, daß die projectirte Landesbewaffnung nicht zu Stande gekommen ist! Und möchte sie es nie, nach dem Sinne, in welchem sie die Grossen zu veranstalten sich Mühe geben!

Es ist weltkundig, daß die Grossen fast ganz Europa in einen Krieg verflochten haben, blos deswegen, damit ihre Hoheit und ihr Anseh'n nicht im geringsten verletzt würde, und da die Söldlinge der Despotie nicht mehr stark genug waren, eine Volksregierung zu unterdrücken, die aus den Trümmern der Monarchie hervorgieng, rief man das Volk auf, um dieses Ungeheuer für die Grossen zu erlegen. Welch ein Ansinnen! — Was hundert Tausende von Menschen nicht vermochten, den neuen Koloß von seinen Felsenbergen zu stürzen, das sollten die Millionen derer thun, die sich seiner Größe freuten und im geheim wünschten, ein ähnliches Sonnenbild als Schutz der Freiheit aufstellen zu können.

Man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, das Volk habe ein Wohlgefallen an den blutigen Kriegen, durch welche es an den Abgrund des Verderbens gebracht und in das kläglichste Elend geschleudert wird. Das Volk ist nicht mehr so unwissend, wie manche Fürstenschmeichler es glauben. Es sieht es nur gar zu gut ein, daß die coalirten

lirten

lirten Mächte durch den Krieg gegen die Neufranken, ihr, nicht aber das Interesse des Volks, zu bezielen suchten; ohnerachtet man das Letztere ihm vorspiegelte.

Gerade das Gegentheil mußte das Volk bald zur größten Betrübnis erfahren. Die Glückseeligkeit des Volks wurde untergraben und die Lebensfreude getrübt. Die Handlung und die Gewerbe, die einzige Quelle des Lebens, wurde ihm abgegraben; Tausende von Bürgern, die vorher im Wohlstande sich befanden, wurden zu Bettlern gemacht, theils durch gewaltthätige Beraubung ihrer Habe, theils durch Einäscherung ihrer Häuser und Verheerung ihres Eigenthums, theils durch schwere Besteurungen, lästige Durchzüge und Einquartirungen, theils durch Verfolgung und schwere Bestrafung wegen Meinungen. Nicht die Grenzen ihres Landes gegen das Eindringen der Feinde zu decken, zogen sie aus gegen die Vertheidiger der Freiheit, sondern Frankreich zu erobern und es unter sich zu theilen. Nicht um die geheiligten Völker-

und Menschenrechte aufrecht zu erhalten, sondern sie zu unterdrücken. Und dazu soll das Volk mitwirken, weil ihre Söldlinge zu schwach dazu sind!

Das Volk glaubt es nicht mehr, wenn man ihm sagt: „Die Heere wären ausgezogen — als Vormauer der teutschen Freiheit zu dienen, zur Schutzwehr der Religion, der Gesetze, der Familien.“ *)

Wenn den Fürsten die teutsche Freiheit so sehr am Herzen läge, so würden ja nicht so viele Klagen wegen der Beschränkung derselben geführt werden!

Wenn ihnen die Religion, die Gesetze, das Familienglück u. s. w. heilig wären; so könnten sie ja nicht so viele religionswidrige Handlungen ungescheut ausüben! Meuchelmorde anzetteln, Bürgerkriege aufregen, und eine ganze Nation von 25 Millionen Men-

*) S. Koburgs Aufruf.

schen auszuhungern Plane entwerfen und Veranstaltungen dazu treffen! —

Wie soll das Volk es glauben können, daß die Fürsten die Gesetze lieben, da sie keine an ihre Unterthanen binden?

Kein Gesetz darf einen Fürsten richten; obgleich die Unterthanen, die willkührlichsten Gesetze pünktlich befolgen müssen.

Der Fürsten Wille ist Befehl, und wenn das ganze Land Vorstellungen dagegen machen, und alle die Uebel voraussehen sollte, die durch ihn entstehen können, so ist er doch unabänderlich. Heilig können unmöglich den Fürsten die Gesetze seyn, die unter ihrer Aussicht den willkührlichsten Auslegungen unterworfen sind; die durch die Priester der Gerechtigkeit von Launen oder Bestechungen, von dem Partheigeiste oder Schwäche geleitet, bald so, bald anders gedrehet, ausgeleget und gedeutet werden. Bey uns giebt es keine Rechtsgleichheit; nur der Arme, der Geringe muß die ganze

Strenge der Gesetze fühlen, dagegen aber kann der Reiche, der Vornehme wegen seines Geldes, seines Ansehens und seiner Verbindung die Gesetze zum Schweigen bringen. — Der Arme muß bey der gerechtesten Sache unterliegen: weil er ohne Geldaufwand seine Klage den Priestern der Gerechtigkeit nicht vorlegen kann, und eine gerichtliche Untersuchung ihm auch gar wenig nützen würde. —

Aus keinem, der in den Aufrufungen der Fürsten wegen Bewaffnung des Volks, dargelegten Gründe, wird es die Waffen ergreifen. Am allerwenigsten aber gegen eine grosse Nation, die blos gegen die Grossen, gegen die Tirannen, die ihr armes, unter dem Drucke seufzendes Volk quälen, Krieg führten, die Friede den Hütten! verkündigten.

Die Erfahrung hat es uns bisher gelehret, daß die Regenten alle Mittel versucht und alle Kräfte aufgewandt haben, das Reich der Despotie nicht zu Grunde gehen zu lassen. Sie rechneten mit Gewißheit darauf, die Neufranken zermalmen, und ihr Land unter

sich theilen zu können; — weil sie die Verwegenheit hatten: Gerechtigkeit und Tugend, vermög ihrer eingeführten Gleichheit, auch von denen zu verlangen, die doch über alle Gesetze erhaben zu seyn glauben, die es nie gewohnt waren, Rechenschaft von ihren Handlungen zu geben. Sie fiengen daher den so blutigen Krieg, ohne Zustimmung des Volks, ganz widerrechtlich gegen sie an; und als sie zu spat es einsahen, daß die furchtbarsten Heere gegen eine Nation nichts auszurichten im Stande sind, die eine gute Sache vertheidigt, suchten sie ihren Krieg zur Sache des Volks zu machen, und es in Masse aufzubieten, um eine gerechte Sache zu unterdrücken! — Und, wer sollte es glauben? gewisse Menschen erniedrigten sich zu feilen Knechten, boten dazu die Hände und liessen es sich angelegen seyn, durch Rednerkünste und Scheingründe das Volk dazu geneigt zu machen. Doch, Dank sey es der Vorsehung! noch giebt es redliche Wahrheit liebende Männer, Männer, die bey ihrem zarten Gefühl für die Menschheit ihre Vernunft weise gebrauchen und jenen Nachtmen-

schen muthig entgegen arbeiten, welche allen möglichen Grausamkeiten und den niederträchtigsten Intriguen das Wort zu reden sich erdreisten, welche sogar die Stirne haben, die Religion des Weisen aus Nazareth schändlich zu mißbrauchen, solche Sätze aus ihr herleiten und durch Trugschlüsse dem Volke begreiflich zu machen suchen, daß man um eines Regenten willen sein Familienglück hintansetzen, sein Leben für ihn aufopfern und alles, was er fordert, thun müsse. Ist es nicht schändlicher Mißbrauch der Religion, nicht nur zu Länder verheerenden und Menschen verderbenden, Menschen mordenden Kriegen einzuladen, sondern sie so gar als Beweis der göttlichen Güte anzupreisen und sie als nützlich aufzuführen? —

Folgendes stehet wörtlich in einem Aufrufe zur Volksbewaffnung:

„Auch bey dem Kriege, in welchen wir „verwickelt wurden, leuchten Absichten der „göttlichen Güte hervor. Der lange Friede „wiegte uns in den gefährlichen, Schlummer

„der sorglosen Weichlichkeit ein; der Herr „erlaubte, daß uns ein Krieg davon auf„weckte, ehe unsere geistige und leibliche Kräf„te im Schoose der Wollust allzuschlaff wür„den.“

Also der Krieg wäre das Mittel, dessen sich die Gottheit bedient, um die schlummernde Kräfte der Menschen zu wecken und sie zur Thätigkeit zu beleben? — Sie hätte also sonst keine Mittel dazu, als Kriege?

Möchte doch bald die Fackel der Aufklärung allen Staaten Europens leuchten! Da, wo einige Gelehrte, und mit ihnen für das Gute empfängliche Menschen für die Wiedereinsetzung der geheiligten Völker- und Menschenrechte sich verwenden, sind zwar ihre Strahlen schon hingedrungen: aber dort, wo andere unbedingte Unterwürfigkeit unter die Herrschaft eines Einzigen, blinden Gehorsam gegen Befehle, deren Ausführung nicht selten Unglück und Verderben dem Staate bringen, predigen; in einem Lande, wo man dem Fürsten seine Söhne zum Morde leiht, wo

die Stimme der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit und der Billigkeit verstummen muß: da ist noch kaum eine merkliche Dämmerung — Dort herrschet Nacht und Dunkelheit, Finsterniß und Barbarey! —

II.

Hierarchie und Despotie.

„Aufklärung macht die Menschen einander zu Brüdern; aber wo Finsterniß ihr die Stirne bietet, da ist Empörung und Kampf.“

Obskuranten-Almanach für 1798.

Alle Edeldenkende kommen mit einander darin überein, daß Aufklärung und Wahrheit heilsam für den Menschen sind; und sie machen den Schluß, daß alle, die sie hindern wollen, böse Menschen seyn müssen. So viel ist einmal gewiß, daß durch die Hemmung der Aufklärung in einem Menschen nichts Gutes bewirkt wird. Denn wenn der Mensch durch sie auf sich selbst aufmerksam geworden ist; wenn er durch sie seine moralische Veredlung beginnt, seine Menschenrechte kennen lernt und sie heilig ehret; wenn er sie losstreift die Fesseln, die ihn drückten, und es ihm wohlthut, als ein freies, seiner Vernunft folgendes Geschöpfe

handeln zu können: und man ihn da auf einmal wieder zurück werfen will in seinen vorigen Zustand, ihn aufs neue wieder an die Ketten schmieden will, von denen er sich los machte: welche Veränderung muß da nicht in ihm vorgehen! — Wie leicht wird sie da nicht rege die Gährung!

Es gab Leute, welche die Stirne hatten, zu behaupten: die Aufklärung sey schädlich, sie begünstige Rebellion, Aufruhr, Empörung. Nicht doch! Ein aufgeklärtes Volk rebellirt nie! Die Aufklärung tadeln, hieße die Sonne verläumden, wenn sie zuweilen eine trübe Wolke deckt; hieße läugnen, daß sie es ist, die dem Schoose der Erde labende Feuchte entlockt für die mannigfaltigen lebenden Wesen, das Licht des Tages schafft, und die Leuchte dem Monde leih't.

Ich getraute es mir nicht ohne Sophismen den Satz zu behaupten: Aufklärung bewürke Aufruhr und Empörung. Ich muß hier Hrn. D. Erhard *) ganz beistimmen,

*) Ueber das Recht des Volks zu einer Revolution. Von Joh. Benj. Erhard, Dokt.

wenn er sagt: „So lange die Vornehmen des Volks die Aufklärung nicht hindern und doch durch das Uebergewicht ihrer Aufklärung ihre Ueberlegenheit behaupten, so lange gibt es keine Revolution des Volks.“

„Je mehr die Aufklärung unter dem Volke sich verbreitet, desto näher lernt es seine ursprünglichen Rechte kennen und diesen gemäs handeln. — „Erkennt das Volk seine Menschenrechte, und ehren sie die Vornehmen, so bedarf es keiner gewaltthätigen Revolution. Beide Theile werden sich vereinigen, eine moralische Staatsverfassung zu gründen und als Bürger im Frieden unter den Gesetzen der Gerechtigkeit zu leben. — Glücklich ist der Staat, wo die Vornehmen bey gleichem Fortschritte der Aufklärung mit dem Volke beständig so gerecht sind, um das Volk im Verhältniß seiner Aufklärung, die sie selbst befördern, zu behandeln.“ —

—

„Der edle Mann, der die Menschenrechte ehrt, hat nie von der Aufklärung zu fürch-

der Medizin in Nürnberg. 8vo. Jena und Leipzig bey Gabler 1795. S. 187.

ten, und eben so wenig der Fürst, der aus Pflicht regiert. Denn ein aufgeklärtes Volk wird nie vergessen, daß der Unterschied zwischen dem Volke und den Vornehmen, — die Folge der bürgerlichen Gesellschafft, — die Quelle seiner Aufklärung ist; denn ohne bürgerliche Gesellschafft ist keine Ausbildung möglich."

Der Zweck der bürgerlichen Gesellschafft oder der Staatsverein soll Aufklärnng seyn, obgleich die meisten Schrifftsteller Glückseligkeit als den Zweck angeben. „Aber alle Versuche, Glückseligkeit zum Zweck der Staatsverfassung zu machen, sind bisher gescheitert, und mußten es. Zur Glückseligkeit wird nothwendig erfordert, daß sie sich der Mensch selbst zu verdanken hat, und daß er andere auch glücklich machen kann. Glückseligkeit durch fremde Hülfe ist daher widersprechend, denn sie ist mit Abhängigkeit verbunden, die sich nicht mit ihr verträgt. — Die Staatsverfassung soll nicht Glückseligkeit, sondern Gerechtigkeit hervorbringen. Durch keine Revolution kann Glückseligkeit, sondern nur Gerechtigkeit bewirkt werden. Ein Volk, welches wünscht, daß es ihm so gut gehe, als dem

Vornehmen unter ihm, ist nur neidisch, aber nicht aufgeklärt. Ein aufgeklärtes Volk erhebt sich zur höchsten Würde eines moralischen Wesens, und von dieser Stufe kann es nicht mehr herabgestürzt werden, und freut sich, je mehrere diese Stufe mit ihm ersteigen."

„Aufklärung ist das Ziel der Menschheit, das sie erreichen kann, und das sie bald erreichen wird. Sie zu befördern ist Pflicht eines jeden Menschen, und daher kann es auch jeder Mensch. Er vergebe seine Würde nie, und biete seine Talente nicht feil; er frage in allem eher was recht, als was ihm nützlich ist; er lerne entbehren, was ihm das Glück versagte, und strebe nach dem, was in seiner Gewalt steht; er vertilge den stolzen Gedanken aus seiner Brust, Menschen glücklich zu machen, und suche die schwere Pflicht zu erfüllen, gegen Menschen gerecht zu seyn! Glaubt er wichtige Wahrheiten entdeckt zu haben, so lege er sie den Menschen zur Prüfung vor, wie er sie fand, und wie er sie glaubt, ohne heuchlerische Schüchternheit und ohne trozige Vermessenheit, und überlasse es andern, ob sie sie auch wahr finden; und hätte er auch die Wahrheit verfehlt, so müsse ihm

doch sein Gewissen zeugen, wahrhaftig gewesen zu seyn! Dann wird er das Volk aufklären und die wünschenswürdigste aller Revolutionen bewirken helfen, die darinnen bestehet, daß Gerechtigkeit und Liebe, und nicht Eigennutz und Hoffahrt die Quelle und der Zweck der bürgerlichen Verfassung seyen."

Wären von jeher Gerechtigkeit und Liebe heilig gewesen den Hirten der Völker, wir würden keine Greuelthaten lesen können, die in den Annalen der Menschheit, wahrlich nicht zur Ehre ihrer Urheber, aufgezeichnet worden sind. Der Menschenfreund liest sie mit thränenvollem Auge, und von Wehmuth und Mitleid wird sein Herz gepresst. Hekatomben von Menschenopfern wurden schon in der grauen Vorzeit jenen mächtigen Götzen, dem Eigennutze, dem Stolze und der Hoffahrt geschlachtet, und auch in unsern Tagen rauchen die blutigen Opfer noch auf ihren Altären. Immer traurige Beweise, daß Gerechtigkeit und Liebe den Ersten im Volke nicht heilig sind; das letzteres doch so sehnlich wünschet.

Wird

Wird das Volk früher aufgeklärt als seine Regenten, so muß es von ihnen Liebe und Gerechtigkeit, die vorzüglichsten Erfordernisse zum Bestand des Staatsvereins, heischen können und dürfen. Was das Volk im Weigerungsfalle thun kann, und thun zu müssen sich berechtigt zu seyn glaubt, lehrt uns die Geschichte aller Jahrhunderte, lehren uns die Beispiele unsrer Tage.

Ist es denn ein Verbrechen, Gerechtigkeit zu fordern, und nach weisen Gesetzen regiert seyn zu wollen, nach welchen der Vornehme, wie der Niedrige, gerichtet werden kann? Warum will man es dem Volke zum Verbrechen machen, wenn es um seine unveräusserlichen Menschenrechte seufzet, bittet und fleht? Was nützten der Menschheit die Fortschritte, die sie seit Jahrtausenden gemacht hat, in der Ausbildung des Geistes, wenn sie keinen Gebrauch von ihren Einsichten und Erfahrungen machen dürfte? — Oder soll sie, da sie zum Manne gereift ist, die weisern, männlichen Begriffe von Wahrheit, Tugend und Recht mit jenen albernen, schwankenden und schwachen der vorigen Kindheit wieder um-

tauschen, die ihre selbst schwache und stolze Amme ihr einflößten?

Wir sind nicht mehr in dem Alter der Kindheit! Sie sind vorübergerauscht jene fürchterlichen Zeiten, an die wir noch mit Schrecken zurückdenken, wo die Menschheit ungestraft geschändet, gemißhandelt und mit Füßen getreten werden durfte. Wo dieses selbst vor den Augen ihrer Säugamme, der Priesterschafft, ungescheut geschehen konnte. Die Grausame, die sie zur Ehre der Gottheit weise und gerecht erziehen sollte, hatte sie vorhin schrecklich verwahrloset; auch noch jetzt würde sie ihre Erziehung verkrüppeln, hätte nicht ihre weisere Mutter, die Vernunft sich ihrer angenommen und sie größtentheils unter ihrer Aufsicht selbst erzogen.

Wer kann es läugnen, daß die Priester einer jeden Kaste sich von jeher schwer an dem Volke versündigten. Unter ihrer Leitung erzogen, wurden die Menschen furchtsam, tückisch, sklavisch und dumm. Nirgends findet man reine Begriffe von der Gottheit und der Religion; nirgends Spuren von großer Weisheit und Tugend. Selbst Moses stellte seinen Gott den

Israeliten als einen fürchterlichen Despoten dar, um sklavische Furcht bey ihnen zu erregen und zu unterhalten. — „Er schleudere den tödtenden Blitz herab von seinem Himmelsthrone, und lasse durch seine Engel mit dem blutigen Schwerdte unter den Menschen würgen, wenn sie nicht blindlings Befehlen, die er aus dem Munde Gottes gehört haben wollte, folgen würden.“ So sprach der Zögling Egyptens, als ein Abgesandter der Gottheit zu seinem Sklavenvolke. — Nun führte er sie im Elende herum, die Bedauernswürdigen, würgte die Klügern unter ihnen, die seine Künsteleien entdeckten und seine Absichten merkten, und beging die unmenschlichsten Grausamkeiten unter seinem eigenen Volke, — im Namen der Gottheit und verschwand noch, weil er seinen Plan nicht ausführen konnte, zur Rettung seiner theuern Ehre.

Die Priester der Juden schämten sich nicht, das Laster zur Tugend zu stempeln, und die Tugend zum Laster. Samuel, — ich mag diesen Mann nicht charakterisiren, wie ich ihn finde, ließ im Namen der Gottheit Tausende von unschuldigen Menschen morden, und brachte

den braven Saul, der menschlich dachte und menschlich fühlte, zur Verzweiflung. Sein Verbrechen war — Mitleid; er wollte das Blut unschuldiger Menschen schonen, das er im Namen der Gottheit vergießen sollte.

Priester, Bonzen, Popen und Pfaffen, Diener der Religion mit und ohne Kragen, haben seit Jahrtausenden das Volk fürchterlich hintergangen. Alle schienen darauf auszugehen, den Verstand der Menschen zu lähmen, und ihre Seele zu verkrüppeln. Sie machten es jedem zum Verbrechen, der es wagen wollte, seinen Verstand durch Nachdenken zu schärfen und seine Seelenkräffte zu üben. Alle predigten dem Volke Glauben ohne Prüfung, und verdammten den Zweifler, den Forscher nach Wahrheit; — als ob Glaube ohne Ueberzeugung möglich wäre! —

Nicht blos die Anhänger des Brama, des Dalai Lama, des Mufti, sondern auch die des Pontifex zu Rom, des Calvins und des Luthers, und wie sie alle heissen mögen die Herren, die ihre Hirngeburten ihren Abgesandten und Dienern bekannt machten, — müssen religiöse Träumereien auf Treue

und Glauben annehmen, und, ohne daß sie dieselben richtig zu deuten im Stande sind, oder sie selbst fassen können, mit Feuereifer vertheidigen.

Selbst die Lehrer der protestantischen Kirche, so sehr sie die Aufklärung zu begünstigen vorgeben, erzählen ihre Träume und fordern, daß man sie als heilige Wahrheit glaube.

Diese Herren klagen eine Zeit her über die ihnen entzogene Achtung und sie wollen es nicht einsehn, daß sie selbst daran viel Schuld sind. Haben die bessern, die edlern unter ihnen mit der Fackel der Wahrheit die Herzen der Menschen erwärmt; so müssen andere die dadurch bewirkte Gährung nicht hindern, damit sich die Geisteskräffte entwickeln können, und die wohlthätige Evolution zu keiner Revolution werde.

Einst, und vielleicht bald wird die Vernunft durch eigne Prüfung bewährt, und eine selbst errungene Glückseligkeit unser aller Theil werden. Soll aber Glückseligkeit den Menschen laben — Glückseligkeit auf Liebe und

Gerechtigkeit gebaut; so muß er die Fesseln des Aberglaubens, der Vorurtheile und des Wahns abstreifen. Die Aufklärung voll Liebe und Mitleid kennt und zeigt uns die Mittel wie dieses, ohne Schmerzen zu empfinden, geschehen kann. Wenn also sie es ist, die zum Glücke der Menschen wirkt: warum führt man sie nicht feierlich ein in die großen Gesellschafften der Menschen? warum versperrt man ihr die Wege? — Weil Eigennutz, Stolz, Eigendünkel und Neid bisher immer den Vorsitz darinnen hatten, und sie es wohl einsahen, daß wenn sie eingeführt würden in die Kreise der Gesellschafften, ihr Einfluß mächtig, hingegen jener unseligen Gebrüder Einwirkung nur schwach und unbedeutend werden würde. Diese Söhne der Finsterniß wußten sogar die Diener der Religion zu gewinnen, sie zu verjagen, wo sie sie fänden.

Wenn wir ohne Bild reden wollen, so müssen wir einander freimüthig gestehen, daß die Diener der Religion am ersten und vorzüglichsten zu dem edelsten aller Zwecke wirken könnten: Gerechtigkeit, Liebe und Tugend unter den Menschen einzuführen, da sie einen so ausgebreiteten Wirkungskeis vor sich haben.

Aber leider! nur wenige sind edel genug, es zu wollen, und fähig genug, es zu können. Und ihnen wäre es doch vor allen Pflicht, auf den Verstand der Menschen zu wirken, ihnen den Gebrauch der Vernunft zu lehren, und ihnen, diese göttliche Gabe weise zu gebrauchen, Anleitung zu geben. Sie sollten vorzüglich die Menschen zum eignen Nachdenken gewöhnen, und es ihnen angelegentlichst empfelen: lebenslang nach Wahrheit zu forschen, und nach richtigen, vollständigen Vorstellungen und Urtheilen von allen denjenigen Dingen zu streben, die auf das Glück der Menschen einen Bezug haben. Da sie es aber gemeiniglich unterlassen; so ist es kein Wunder, wenn sie Verachtung trifft, und man ihnen die Achtung entzieht, die sie ausserdem wirklich verdienten.

„Die Speichellecker! die niederträchtigen Seelen! die schändlichen Heuchler!" — das sind die gewöhnlichen Prädikate, die man ihnen da und dort beilegt. Fragen wir nach den Ursachen dieser Verachtung, so wird es uns nicht schwer, sie aufzufinden. Bey dem Aufwachen der Völker wegen Tiranney und Druck, wegen Ungerechtigkeit und Härte, wa-

ren sie es, die sich größtentheils auf die unterdrückende Seite schlugen, und gegen das Gerechtigkeit fordernde Volk Parthey nahmen. — Sie, die Liebe predigen sollten nach Christus Vorschrifft, brachten selbst Tod und Verderben über die Menschen. Die Religionskriege, welche die Erde mit Blute tränkten, waren größtentheils ihr Werk. Möchten wir doch hier sagen können: „es war's!" — aber leider! ist es noch zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts ihr Werk, die Erde mit Blute zu färben, Elend zu verbreiten und anzufachen die Glut, daß sie auflodere zur verzehrenden Flamme. — In Belgien trugen sie vor wenig Jahren das Bild des Gekreuzigten, der aus Liebe für's Volk starb, in der einen Hand, und in der andern den gezückten Säbel, um Fanatismus, Irrthum und Tiranney zu vertheidigen; mordeten kaltblütig unter Menschen, und feuerten ihre gesammleten Heere, im Namen des Musters der Liebe, zur Rache und Wuth an. In Gallien waren sie die eifrigsten Verfecher des Königthums, des Aberglaubens, der Tiranney und der Ungerechtigkeit. Sie waren unverschämt genug, Räuberhorden unter ihre blutige Fahne zu sammlen, und hauchten ihnen Wuth und Rache ein.

Sie feuerten ihre gesammleten Heere an, mit aller erdenklichen Grausamkeit diejenigen nieder zu würgen, die sich der neuen Ordnung der Dinge unterworfen haben. Und diese Barbaren, angeführt und geleitet von Dienern der Religion, nannte sich — höre es Nachwelt und staune! — „die Jesuslegion.“ — In Spanien, Portugal, Neapel und Rom morden sie wegen kirchlicher Meinungen durch die heilige Inquisition, und in protestantischen Staaten bringen sie den ehrlichen Mann deswegen um Brod und Amt. — Und doch fordern sie Achtung und Ehrfurcht! —

Wenn sie ihre Pflicht erfüllen, als die Diener der Religion, Aufklärung, und mit ihr Gerechtigkeit und Liebe dem Volke predigen; wenn sie muthig genug seyn werden, sich zu widersetzen allen dem Unrecht, welches heut zu Tage Fürsten und Obrigkeiten allenthalben ungescheut ausüben: dann wird sie das Volk wieder lieben, ehren und schätzen. Sie als die Boten des Friedens und der Liebe sollen zum allgemeinen Wohlwollen die Herzen der Menschen geneigt und empfänglich machen, und sie sind gleichgültig und gefühllos genug, es geschehen zu lassen, daß die Erdenherrscher

Tod, Verderben, Jammer und Elend über gute Menschen bringen.

Hätten die Lehrer der Religion richtige Begriffe von Recht und Unrecht, von Ehre und Schande in die jugendlichen Seelen der künftigen Regenten gepflanzt, ihr Herz zum Guten entflammt: sie würden nicht so sehr überhand nehmen können, die Ungerechtigkeiten unsrer Tage; Menschenmord und Grausamkeit würden seltner werden, und keine Klagen über Druck und Tiranney würden hie und da die Völker ausstoßen, und von Empörungen würde man weniger hören.

Zu verdenken ist es dem Volke nicht, wenn es den Religionslehrern verächtlich begegnet, weil sie ihre Pflicht nicht erfüllen, und nicht nach Gründen der Vernunft und der Religion denjenigen, welche die Glückseligkeit der menschlichen Gesellschafft stören, das Nachtheilige und Schändliche ihrer Handlungen zeigen, und sie nicht zurückführen vom Irrthum zur Wahrheit.

Wenn der Fürst mißgeleitet wird von seinen Ministern, Handlungen zu begehen, vor

welcher der Menschheit schaudert; wenn er die unveräusserlichen Völker- und Menschenrechte, von deren Erhaltung das Glück der Staaten abhängt, freventlich mit Füßen tritt; wenn er die ihm anvertraute Gewalt mißbraucht und als ein Morgenländischer Despote herrschen will: dann muß der Lehrer der Religion dem Fürsten einleuchtend seine Gründe vortragen, warum er, weder als Mensch noch als Christ, so handeln darf. Thut er dieses, und der Fürst tirannisirt dem ohngeachtet nach seinem Dünkel fort, ohne auf die Stimme der Wahrheit zu horchen; so hat er doch seine Pflicht erfüllt.

Doch der wichtige Umstand ist nicht zu vergessen, daß der Einfluß der Priester bey Hofe aufgehört hat, seitdem unsre Fürsten in Religions- und Glaubenssachen selbst sprechen. Und dieses mag sie einigermassen entschuldigen.

Was ehehin die Priesterschafft sich anmaßte, das Gewissen der Menschen beherrschen zu wollen: das scheint jetzt ganz die Sache der Fürsten zu seyn. Seufzte man ehehin über Priesterzwang, so wird man jetzt schon genöthigt, über Gewissensdruck der Regenten zu schreien.

Maßen sie sich es ja jetzt schon an, selbst den erfahrensten Lehrern in der Religion Vorschrifften zuzuschicken, wie und auf welche Art sie die Religion lehren, was sie als Glaubenswahrheiten vorzüglich dem Volke einprägen sollten u. s. w. Ob es vernünftig oder unvernünftig ist; das ist übrigens gleich viel.

Die Sache des Lehrers ist es, Glauben aus Ueberzeugung hervorbringen; aber die Regenten haben eine ganz andere Methode. Ihre Glaubensprediger, die sie ausschicken, lösen die Einwendungen und Zweifel nicht durch Worte, sondern durch das Schwerdt. —

Würde es dem Menschen etwas nützen, wenn man die Hierarchie zerstörte, um ein fürchterlichers Regiment auf ihre Trümmer zu bauen? Schon ist der Anfang zu diesem Gebäude hie und da gemacht worden: aber Dank sey es der Vorsehung! noch ist keines vollendet. Arme Menschheit! wie würde es dir gehen, wenn man deine Ueberzeugung, deinen Glauben dir entreißen und dir das mit Gewalt aufdringen wollte, was bald dieser, bald jener Regent für besser hielte? — Selbst in jenen Zeiten, wo du noch im Finstern tapptest, wo kein Strahl

der Aufklärung dir noch leuchtete, hat dieses noch keine weltliche Macht gewagt. — Und jetzt, da die Dämmerung verschwindet, da das Licht des Tages hervorbricht und deine Vernunft erhellt, solltest du diesen Schimpf, diese Schande erdulden? —

Gewissenstiranney sollte in unsern Tagen ganz verbannt werden von der Erde, und kein Erdenherrscher sollte das Recht haben dürfen, seinen Unterthanen zu befehlen, etwas zu glauben und heilig zu halten, was sie nicht glauben und heilig halten können. Dem Menschen Glaubensvorschrifften aufdringen zu wollen, oder ihn von seinem Glaubenssysteme loszureissen, hieße Eingriffe in seine Vernunftrechte thun, seine Ruhe rauben, und ihn zum Heuchler machen.

Wir sind herausgetreten aus den Jahren der Kindheit, und unser Jünglingsalter hat schon angefangen. Unser Verstand ist gebildeter, als sonst, und der Mensch braucht nicht mehr des Gängelbandes, an den man ihn vormals leitete. — Zwar wird er noch an einem Bande geleitet, an dem Bande der Religion; und dies will er. Der Vernünftige

erkennt es, daß ohne Religion der Staaten-verein nicht denkbar ist; aber er unterscheidet auch Religion von Glaubensvorschrifften einzelner Menschen. Die Religion ist die Handlungsweise der Menschen in Hinsicht auf Gott, mittelst der Vernunft weiser, gerechter, besser, zufriedener, heiterer und glücklicher zu werden. Gesetzt nun der oder jener Mensch verschaffte sich Kenntnisse von gewissen Sachen in der Religion, die er nach seinen Vernunftskräfften und durch Hülfe seiner Sinne für gut hält, und sie sogar als wahr befunden hat; so kann er doch deswegen nicht fordern, daß sie andere gleichfalls als wahr und gut annehmen sollen, ohne sie noch geprüft zu haben, und ohne sie nach ihrer Ueberzeugung dafür zu erkennen, und sie als wahr zu befinden.

Je heller die Einsichten in der Religion bey dem Menschen werden, desto gerechter und besser wird er gegen andere seyn und handeln. In so ferne nun der Mensch, vermöge seiner Religionskenntnisse keinem in derjenigen Gesellschafft, in welcher er lebt, zu nahe treten und ihm seine Ruhe und Zufriedenheit rauben darf: in so ferne nun hat die Regierung darüber

zu wachen, daß das Wohl der Gesellschafft nicht gestört und die Menschen durch unsittliche Handlungen gekränkt werden.

Da die Religionen verschieden sind, so müssen es auch Handlungen der Menschen, in Absicht der Religion, seyn. Einige stecken dem Menschen Grenzen ab, wie weit er gehen darf, und beengen seine Freiheit; andere lassen ihm den freien Gebrauch seiner Geisteskräffte. Darüber nun kann und darf kein Fürst und keine Obrigkeit richten: sondern sie muß es dem Gewissen der Menschen überlassen, darüber zu urtheilen, und die darüber allenfalls geäusserte Bedenklichkeit ihrer Selbstprüfung überlassen.

Die veruünftigste Religion wäre freilich ohne allen Zweifel die wohlthätigste für den Staat, weil Religionsirrthümer, Vorurtheile, Wahn, Aberglaube und Dünkel einen nachtheiligen Einfluß auf die Herzen der Menschen haben, ihre Glückseligkeit trüben, und ihrer Freiheit im Wege stehn. Dem allen aber ohngeachtet, wäre es eine zu kühne und verwegene Anmassung irgend einer Obrigkeit, die Bürger des Staats zu zwingen: dieses

oder jenes, was sie für wahr halten, durchaus nicht zu glauben.

Tirannev wäre es, sie los zu reißen von ihren Gewohnheiten und Gebräuchen, die sie für heilig halten. Ob ihnen gleich manches Zwang seyn mag, was ihre Religion heischt; so ist es ja ihr Wille, sich darein zu fügen, und sich diesen Zwang gutwillig auflegen zu lassen.

Gott verhüte es, daß es nicht dazu komme, daß Obrigkeiten und Fürsten gebieten dürfen: wie man denken und handeln soll. Wer würde ihrer Macht, wer ihren gewaffneten Glaubenspredigern widerstehen können? Welche Abscheulichkeiten würden diese nicht an anders denkenden Menschen ausüben? — Mit Schaudern denke ich hier an die die Menschheit empörenden Grausamkeiten der Spanier, die diese Barbaren an den armen Indianern ausübten. Mit welcher Erbitterung wurden nicht die Religionskriege, alter und neuer Zeiten, geführt?

Noch stehen sie uns vor Augen die traurigen Ruinen des dreisigjährigen Krieges, der unser teutsches Vaterland verheerte. Noch lesen wir sie mit Wehmuth die blutigen Schlachten, in welchen Tausende wegen bloser Meinungen fielen. — Tausende starben den Hungertod; Tausende welkten dahin durch Elend, Gram und Sorgen!

Als Luthers Lehre sich in den Niederlanden verbreitete, lies Karl die Ketzer, das ist die eifrigsten Bekenner der neuen Lehre, mit dem Schwerdte hinrichten, und ihre Weiber verbrennen. Ueber hundert und sechzig tausend Menschen wurden auf diese Art dem Fanatismus geschlachtet *).

Josephs II. Verfahren gegen die Niederländer war gleichfalls ungerecht und despotisch.

*) Dieses geschahe zwar auf Anstifften und mit Genehmigung des Oberpriesters zu Rom: was würde nun aber erst geschehen, wenn die Großen willkürlich wegen Meinungen anderer nach ihren Launen morden und würgen dürften?

Er wollte über ihren Verstand und ihr Herz gebieten, als wenn er ohnfehlbar gewesen wäre; wollte, daß sie gerade so denken sollten, wie er, und bedachte es nicht, daß er eine Unmöglichkeit fordere. Ihre Anhänglichkeit an Pabst und Geistlichkeit war zu groß, als daß es sie nicht geschmerzt haben sollte, da man sie davon los reissen wollte. Reliquien und Heiligenbilder waren ihnen heilig, und Prozessionen für sie ein Seelenfest.

Ihm schien es nicht so: darum sollten auch sie, wie er, gleichgültig dagegen seyn. Wenn auch die Absicht bey seiner einzuführenden Reformation gut war; so waren es doch die Mittel nicht, die er dazu anwandte. Ihre Religion sollte geistiger werden, ohne daß sie selbst es vorher geworden waren. — „Das Licht geweihter Kerzen that dem schwachen Auge wohl, sagt ein beliebter Schriftsteller unsrer Zeit; Joseph zwang seine Niederländer, in die Sonne zu sehen, und sie ließen sich leicht bereden, das Licht schmerze sie darum, weil die Sonne nicht geweiht sey. — Aber sollten sie denn das Sonnenlicht nie sehen? immer sich mit dämmernden Kerzenlichte begnügen? nie statt des betäubenden Lichterdampfs freie, frische Luft

einathmen? Wer das Sonnenlicht kennt, und Menschen liebt, könnte das wollen? aber warum nicht die Sonne weihen lassen? Warum wurden nicht die Menschen in Prozession, unter Anführung geweihter Priester hinausgeführt in die freie Luft? Warum ließ man sie nicht erst den mildern Abglanz der Sonne, Mondlicht genießen, ehe man sie in Sonnenschein führte? Warum nicht den ersten Strahl der Morgenröthe, der auch dem schwachen Auge nicht weh' thut? Auch Mondsschein, und Morgenröthe, ist Sonnenlicht!"

Nein! Josephs Verfahren war nicht klug! Er that nicht recht, daß er über das Gewissen seiner Unterthanen herrschen wollte. — Aber was entstund, da er starrsinnig genug war, seinen Willen, als Befehl geltend machen zu wollen? — Die Gemüther der Brabänder fingen an zu gähren, aufzubrausen, und den Gehorsam dem aufzukünden, der ihn noch kurz vorher streng forderte. Weder Waffengewalt noch Güte konnte mehr ihren Entschluß ändern.

Sollte es denn nun aber auch nicht empfindlich fallen dem Menschen, ihm nicht schmerzen, wenn man über seine Meinungen

und seinen Glauben mit so grausamer Härte tirannisirt? —

Schon fangen unsre Fürsten und Obrigkeiten an, Privatmeinungen vor ihren Richterstuhl zu ziehen; öffentliche Urtheile zu verbieten; die Publicität in ihrem Laufe zu hemmen, und fürchterliche Strafe dem zu drohen, der diesen ihren Befehlen nicht nachkommt.

Gerade das fehlte noch, die Erbitterung des Volks gegen ungerechte Regenten aufs höchste empor zu treiben! Durch eine solche Gewissenstiranney entsteht Unduldsamkeit, gehässige Mißdeutungssucht, und Konsequenzmacherey.

Wer die Geschichte nur ganz flüchtig durchgegangen hat, dem ist es bekannt, zu welcher Erbitterung und Rache die Menschen von jeher durch diese Unholdinnen aufgereizt worden waren. Und heut zu Tage, da die Menschen auf einer höhern Stufe der Aufklärung stehn, als sonst, muß diese Erbitterung aufs höchste steigen, weil es der Mensch, vermöge der bessern Einsichten, als höchst ungerecht und unbillig findet, wenn man ihm

die vorzüglichsten Mittel zu seiner Ausbildung rauben, und den Gedankenwechsel mit andern verkürzen und einschränken will, durch den er sich nur allein zu einem vollkommen moralischen Wesen bilden kann? —

Gerechter Himmel! Ereignisse mit anzusehen, dergleichen die Geschichtbücher keines Jahrhunderts aufweisen können; Ereignisse für die Jetztwelt wichtig — Wunderdinge hören, und sie nicht wieder erzälen dürfen! — In dem barbarischsten Zeitalter selbst war diese Gewissenstiraney nicht. — Wir sehen die Gallier aus ihrem tiefen Schlummer erwachen, Despotie und Fanatismus vom Throne stürzen, und jene gifftige Kröte, Aristokratie, unter ihren Füßen zerquetschen. Wir hören sie vernünftige Grundsätze einander vorpredigen, bemerken es, wie sie mit angestrengten Geisteskräfften Plane nicht blos entwerfen, sondern auch ausführen, worüber man staunt. — Kurz, wir sehen und hören sie theils noch alle die wichtigen Begebenheiten unsrer Tage: aber sagen sollen wir es nur keinem andern, was wir sahen und hörten! —

Bist du denn gänzlich entfloh'n, himmlische Weisheit, von den Thronen unsrer Herrscher? Hast du sogar ihre Gewaltigen verlassen, die vorhin, durch dich beseelt, ihnen Ohr und Auge liehen, und die fürstliche Maschine aufzuziehen verstunden? — — Wie! verjagt hätten sie dich aus ihren Kabinetten und Palästen, und jene dickbeleibte Dame, Amentia, deine dir verhaßteste Feindin, zur vertrautesten Gefährtin gewählt? — — Nun, so besuche die Häuser der Bürger und die Hütten der Armen! Sie werden dich mit offnen Armen empfangen, und deiner Leitung folgen! Ja, sie werden dir folgen, und nicht zugeben, daß Dummheit über sie herrsche!

Alle Staaten erhielten sich, so lange die Regenten derselben Weisheit leitete, und die Gerechtigkeit ihnen zur Seite stund; sie lösten sich aber auf, zerfielen, oder wurden zerstört, so bald man anfing, jene Töchter Gottes zu verhöhnen und zu verspotten.

Weisheit und Gerechtigkeit können unmöglich denjenigen Regierungsgliedern ehrwürdig seyn, welche den Geist der Menschen fesseln wollen. — Schon der Gedanke, es zu wol-

len, verräth Blödsinn, und das Verbot, nicht reden zu dürfen, wie man denkt, setzt laut schreiende Ungerechtigkeit voraus.

Handelten die Regenten weise, gut und gerecht, hätten sie die edle Absicht: den Wohlstand der Staatsbürger nicht zu stören, sondern auf alle mögliche Art ihn zu fördern, und über das Glück der Bürger zu wachen; so könnten sie es ja schon voraus ahnden, diejenigen, welche sich Väter des Vaterlandes nennen, daß Zufriedenheit ihre frohen Unterthanen belebe; es müßte es ihnen ihr inneres Gefühl sagen, daß sie mit Wohlgefallen und Achtung sprechen würden von der weisen Sorgfalt ihrer Regenten, von ihrer Gerechtigkeit und Liebe zu dem Volke.

Sollte unter obiger Voraussetzung eine Regierung den Gedankenwechsel und die Publicität verbieten können? Sollte sie sich geflissentlich die Freude rauben wollen, den gerechten Dank nicht zu hören, der aus dem Munde eines zufriedenen Volks laut werden will? Sollte sie böse werden können, wenn man seinen Nachbarn es sagt, daß man unter einer guten und gerechten Obrigkeit lebe? — Es

muß also eine ganz andre Bewandnis haben, warum der Gedankenwechsel gehemmt, die Publicität nicht gestattet, und die Geistesfreiheit unterdrückt wird. Leider! wissen wir es, warum man dem Volke Schweigen gebietet; wissen es, warum man hin und wieder Spione aufstellt, um diejenigen auszukundschafften, welche das natürliche Gefühl von Ungerechtigkeit laut werden lassen, und von verletzten Volksrechten sprechen.

Es ist nicht Weisheit, es ist Despotengreuel, Privatmeinungen vor den Richterstuhl der Volksbeamten zu ziehen, und Verdammungsurtheile darüber zu fällen. Die Menschheit schaudert über die unerhörten Strafen, welche nicht wenige, selbst bescheidener Urtheile halber, leiden mußten. Wer die Folgen dieser Grausamkeit kennt, und dennoch fortfährt, sie auszuüben, der ist nicht weise. Zurückhaltung, Verstellung und Heucheley treten an die Stelle der Offenherzigkeit; Erbitterung und Haß an die Stelle der Freundschafft und Liebe, wenn ich nicht reden darf, wozu mein Herz mich stimmt, und nicht urtheilen, wie mein Verstand es will.

Wenn der Dämon der Zwietracht, des Mißtrauens und des Hasses unter dem Volke schleicht; wenn sich jene gehässigen Töchter der Nacht, Bosheit und Schadenfreude, ihm zugesellen: dann fallen viele der Menschenopfer — und die meisten bluten unschuldig. Aber ihr Blut schreit um Rache, und diese werden früh oder spat ihre Söhne und Enkel nehmen.

Seit einiger Zeit schleichen sie hin und wieder herum, diese Töchter der Hölle, in Teutschlands Staaten und foltern Geist und Körper der Edlern im Volke. Sie zu verjagen, wagten es gutdenkende Menschen: aber sie verfolgten sie mit Wuth, und opferten sie dem Tode auf. Wir wollen den Schleier über die Greuelthaten werfen, die vor unsern Augen durch sie ausgeübt wurden, damit nicht unser Herz vor Wehmuth breche! Sollte sie aber länger dauern, ihre gefürchtete Herrschafft: dann muß endlich die Menschheit erwachen, und ihr Reich zerstören.

Je mehr die Feder einer Maschine zusammengepreßt wird, desto stärker und schneller wird ihre Schnellkrafft. Möchte doch Frankreichs Beispiel mehr auf unsre Regenten wir-

ken, als es bisher geschah'! Möchte man ihnen doch die wahre Ursache nicht bergen, welche die Neufranken zur Verzweiflung brachte! — Auch sie umgaben Spionen, diejenigen auszuspähen, welche von politischen Angelegenheiten und der Regierung sprachen. — Jener ehemalige Höllenkerker, die Bastille, faßte sie zu Hunderten, die unschuldigsten Menschen, die so sprachen, wie sie dachten, und so urtheilten, wie sie die Sache fanden. Tausende starben langsam den Märtirertod, die über Gewalt und Ungerechtigkeiten klagten, und Tausende wurden deswegen gestürzt und unglücklich gemacht. — Aber was geschah', als der Druck aufs äusserste gebracht wurde? Die Feder sprang, und durch ihre Schnellkraft rieß sie alles um sich her nieder. —

Was die Gallier thaten, werden andere Nationen unter ähnlichen Umständen auch thun. Denn offenbar hat die französische Staatsrevolution einen großen Einfluß auf angränzende und entfernte Nationen gehabt. Sie gab dem Geiste der Zeit neuen Betrieb und neue Richtungen. — Wohlthätig hätte dies seyn können für die Menschheit, wenn man sie behandelt hätte, so, wie sie es verdiente, —

als einen zum Manne reifenden Jüngling: aber man glaubte sie noch in der Kindheit, und wollte sie durch Spiele reitzen, die sie längst wegwarf, und durch Drohungen blinden Gehorsam erzwingen. Kein Wunder, daß sie ihre Stärke benützte, und da und dort in ihrer vollen Krafft sich zeigte, zum Staunen der Väter. Diese müssen sie an der Hand der Liebe, des Vertrauens und der Gerechtigkeit leiten, wenn sie folgsam seyn soll ihrem Winke. Machtworte und willkührliche Befehle haben ihre Krafft verlohren, Belehrungen wirken nun mehr.

Das Volk hat in unsern Tagen seine Rechte kennen gelernt, es hat seine Vernunft gebildet, und sein Verstand ist aufgehellt. Nun glüht der Wunsch in ihm, gerecht regieret und geleitet zu werden. — Sein Wunsch wird laut, wird hörbar an Thronen: aber dort ist Widerstand. Tiranney und Despotentrotz zwingt das Gerechtigkeit fordernde Volk zum Schweigen — der Widerstand giebt der elastischen Krafft neue Stärke; die gährende Masse hebt sich empor, schnellt die sie niederdrückenden Lasten weg, und steht da in einer neuen Form.

Ich will nicht zurückgehen in die Geschichte der grauen Vorzeit, und die Ursachen der Volksbewegungen und Staatsumwälzungen in entfernten Gegenden aufsuchen. Aber die wenigen Reste, die wir aus dem ehrwürdigen Alterthume noch haben, sagen es uns deutlich, daß Tiranney, Ungerechtigkeit, Despotentrotz, Grausamkeit und Volksdruck die vorzüglichsten waren; und in den griechischen Staaten, so wie in den römischen Provinzen regte sich der Geist der Zwietracht und der Unzufriedenheit des Volks gegen die Gewalthabere, wegen Verletzung der Regentenpflichten und der verübten Grausamkeiten, wie es uns Schrifftsteller dieser Völker aufgezeichnet haben.

Doch warum wollten wir auch den Stoff der Volksbewegungen und Staatserschütterungen in entfernten Ländern aufsuchen, da wir ihn leider! um uns herum so nahe finden können. — Ach, daß es uns schwer würde, ihn aufzufinden in unserm teutschen Vaterlande! Zwar hat sich die gährende Masse noch nicht ganz emporgehoben zum schrecklichen Ausbruche — und mögte sich uns nie die fürchterliche Erscheinung zeigen! Widerstand, Druck von aussen stärkt die elastischen Kräffte, ohne

ihn aber verfliegen die entbundenen Geister unschädlich in dem Lufftkreise, und entladen sich der unreinen Theile. Möchten jene gewaltigen Erschütterungen, die ehehin und jetzt in unsrer Nachbarschafft vorgingen, nie uns in Schrecken setzen! — Wenn, wie man sagt, Revolutionen heilsam für die Menschen sind; so kann dieses nur den Nachkommen gelten. Dies lehrt uns die Geschichte aller Staatsumwälzungen; aber Frankreichs vorzüglich.

Wir wollen keine der fürchterlichen Katastrophen erleben, die unsre Nachbarn sahen! Es wird uns aber auch keine schrecken, so lange Tiranney und Ungerechtigkeit das teutsche Volk nicht ganz zu Boden drückt, so lange man es nur noch athmen läßt. — Die Schweizer und Niederländer schüttelten das Joch der Tiranney ab, weil es ihren Nacken zu schwer drückte, und weilen Despotentroz, tiefe Verachtung und wegwerfende Begegnung ihrer Henker sie zu sehr kränkte. — Geßlers Stolz und Troz empörte die guten Schweizer *),

*) Geßler nannte die angesehensten Familien bäuerische Menschen, das Volk Hunde und elendes Gesindel, und verlangte, daß

und Alba's unerhörte Grausamkeit reizte die lange duldenden Niederländer zum kühnen Widerstand, der ihre Freiheit schuf *).

Die Geschichte aller Jahrhunderte bestätigt den Satz, daß Tiranney, sie mochte sich zeigen in welcher Gestalt sie wollte, die Gemüther der Menschen erhitzte, Gährungen erregte, und Empörungen hervorbrachte. Man entziehe dem Volke seine eingebildete oder wirkliche Freiheit; man wage gewaltsame Eingriffe in seine ihm zugestandenen Rechte, oder beraube es derselben gänzlich; man handle nach Willkühr und nicht nach den Gesetzen: die Gährung beginnt, und je nachdem der Widerstand ist, schwach oder stark, entsteht Aufruhr, Empörung, Staatsumwälzung.

man vor einem aufgerichteten herzoglichen Hute öffentliche Ehrfurcht bezeigen sollte.

*) Alba, dieser Teufel in Menschengestalt, rühmte sich öffentlich, daß er während seiner Statthalterschäfft über achtzehntausend Menschen durch den Scharfrichter habe hinrichten lassen.

Josephs II. schnelle Reformen in Belgien, die Verletzung der Joyeuse entree, und die rasche Durchsetzung seines einmal entworfenen Plans, erregte eine Gährung, welche so schreckliche Auftritte in den Niederlanden veranlaßte.

Die Belgier waren noch nicht empfänglich gemacht für das, was Joseph bezwecken wollte. Die Anhänglichkeit an ihre Gebräuche und Gewohnheiten war zu groß, als daß sie hätten gleichgültig bleiben können, da sie mit Gewalt davon losgerissen werden sollten. Mit einem Wort: sie fanden die ganze Verfahrungsart unbillig und ungerecht. Die Erbitterung stieg, als Joseph weder auf die heiligen Verträge und Privilegien mehr achtete, deren Verletzuug ihnen nicht einmal denkbar war. Ihr Unwille stieg bis zu einem unglaublichen Grade. — Er brach aus, und es fehlte nur ein Mann, der Kopf und Herz haben durfte, um sich an ihre Spitze zu stellen, und mit Macht dasjenige zu vertheidigen, was man ihnen mit Gewalt rauben wollte. — Bald fand sich ein van der Meersche, der, durchglüht vom Eifer für das Interesse seiner Nation, mit ihr, ihre Rechte und Freiheiten vertheidigte. Es ist zwar traurig, solche kühne Schritte

zu wagen, die immer blutige Spuren zurück-lassen: aber offt ist es unvermeidlich, wenn Eigennutz und Stolz dem Volke seine geheiligten Rechte raubt, und seine Freiheit entreißt.

Einengung der Freiheit, Raub der Volksrechte, weckte die Gährung in Lüttich, die in Empörung ausbrach. — Nicht erst durch das Beispiel des nahen Frankreichs wurde die Gährung geweckt, sie begann schon unter einem Ferdinand und Maximilian Heinrich aus dem Hause Baiern, wegen Unterdrückung der Volksrechte, welche der Paix de Fexhe vom Jahre 1316 bestätigte *). Zweimal mußten die Lütticher in einer blutigen Fehde gegen Ferdinand, ihren Bischoff, sich ihre Rechte erkämpfen,

*) In diesem Grundgesetz heißt es ausdrücklich: „daß jede Person nur nach dem Gesetze und von seinen Richtern verurtheilt werden könne. Wenn die richtende Gewalt dagegen handeln sollte; so darf man sich dagegen setzen und nicht zugeben, daß eine Veränderung der Gesetze dagegen vorgenommen werde, ohne Zuziehung und Beistimmung des Volks.

erkämpfen, welche doch die Reichsgerichte als unverletzbar anerkannt hatten. Aber er war Despote genug, weder auf diese Anerkennung, noch auf die Stimme des Volks zu achten *).

Maximilian Heinrich machte es nicht besser. Dieser Wolf im Schafskleide schien der eifrigste Beschützer ihrer gerechten Sache zu seyn: seine Versprechungen waren süsse. Das Volk freute sich schon auf einen billigen und Gerechtigkeit liebenden Fürsten: aber ihre Freude verwandelte sich zur tiefsten Trauer. An der Spitze seiner Baiern überfiel er die Lütticher, die nichts Böses ahndeten, und vom bangen Schrecken betäubt waren, als Feinde, und warf alles um, was durch Gesetze und Verträge heilig aufgerichtet worden war. — —

*) Mit der Gleichgültigkeit eines Despoten aus Orient, ließ das geweihte Kirchenhaupt die eifrigsten Vertheidiger ihrer Rechte theils hinrichten, theils aus dem Lande jagen. Er machte eine neue Landesverfassung durch das Reglement von 1649, welches die Bürger 1676 wieder abschafften.

Die letzten Auftritte in Lüttich *) geschahen gleichfalls wegen gekränkter und verletzter Volksrechte und der drückenden Abgaben, welche blos von den erwerbenden Volksklassen erhoben wurden.

Die Geistlichen, welche zwey Drittel der liegenden Güter besaßen, waren frey von Abgaben. Das Volk konnte die Last fast nicht mehr tragen, die lange schwer auf ihm lag, und äusserst drückend war. Der Gallier kühne Schritte, und noch andre Umstände, machten das Volk muthig. Es verlangte, nach den alten Rechten, von dem Bischoffe unabhängige Repräsentanten wieder, und die Abschaffung des Reglements von 1684. Der Fürst genehmigte und billigte alles. Ein neuer Magistrat, von dem Volke gewählt, trat an die Stelle des alten, und der Fürst bewies, durch seine freiwillige Unterschrifft, daß die neue Ordnung der Dinge mit seiner Bewilligung unternommen wäre, und er sie ganz gut fände. Wer hätte unter diesen Umständen eine Täuschung vermuthen sollen? — Aber bald zeigte es sich, was Regentenversprechungen sind.

*) Im Jahre 1789.

Der Fürst entfernte sich am 27. August plötzlich, und an eben dem Tage kam ein Mandat von dem Reichsgerichte in Wetzlar, welches die neue Organisation des Staats als unstatthafft erklärte, und wieder alles in den vorigen Stand zu setzen, den Niederrheinischen kreisausschreibenden Fürsten auftrug.

Die traurigen Folgen davon sind bekannt genug und zu niederschlägend für die Menschheit, als daß sie nochmal, ohne Widerwillen zu erregen, vor das Auge gebracht werden könnten. — —

Was in Frankreich geschah', und warum es geschah', weiß ja jeder. Unglaubliche Tiranney, unerschwingliche Gelderpressungen, Grausamkeit und Volksdruck weckte die Gährung, und verursachte jene beispiellosen Auftritte und Begebenheiten, die einst von der Nachwelt mit Staunen werden gehört und gelesen, und als unmöglich bezweifelt werden.

Wenn Despotie und Ungerechtigkeit größtentheils die Gährung zur Empörung brachte, wie die Geschichte aller Jahrhunderte es zeigt;

so ist es freilich auffallend, zu sehen, wie dem ohngeachtet noch von nicht wenigen Regierungen Europa's alle Arten von Ungerechtigkeiten ausgeübt werden. Es ist fast unbegreiflich, allenthalben die lauten Klagen des Volks über Ungerechtigkeit zu hören, und doch fortfahren zu können, sie mehr als sonst ausüben zu wollen. England droht eine Staatsumwälzung, wenn es nicht der Stimme des Gerechtigkeit fordernden Volks Gehör giebt, und den schrecklichen Mißbrauch der Gewalten aufhebt, wodurch das Volk dem Elende und dem Verderben nahe gebracht wird. Daß Albion's Bewohner tief die Kränkungen fühlen, die sie unter einem stolzen, ehrgeizigen Minister und unter einem erkauften Parliamente dulden müssen, beweiset die Berathschlagung des Volks vor den Mauern des neuen Carthago, wegen Vertheidigung ihrer Rechte, und die an den König erlassene Addresse, von zweimal hunderttausend Menschen unterschrieben. Die Gährungen in Irrland, die schon mehr als einmal in Empörung auszubrechen drohten, entsprangen gleichfalls aus dieser Quelle.

In den kleinen Staaten, in welche Teutschland vertheilt ist, regte sich hin und wieder der

Geist des Aufruhrs aus dem nämlichen Grunde, weil man dem Volke seine Rechte raubte, und es ihm zum Verbrechen anrechnete, wenn es Gerechtigkeit forderte. In den Augen des Freundes der Wahrheit ist diese Forderung edel: aber in den Augen der Könige und Fürsten ist es nicht so. Was das Volk gerecht nennt, ist bey ihnen strafbar. Was bey ihnen als Tugend erhoben wird, wird bey dem Unterthan als Laster bestraft. — Diese abscheuliche Anmassung: Begriffe von Recht und Unrecht, von Ehre und Schande zu verwirren und zu verdunkeln, und sie sogar in Widerspruch zu bringen, hat sich seit Jahrtausenden von einer Regierung zur andern fortgepflanzt, und sich bis in unsre hellern Zeiten erhalten. So lange dieser Unfug fortdauert, und ihm das Volk nicht steuert: so lange wird es unter dem schrecklichsten Drucke und der Tiranney der Grossen seufzen müssen.

Alle Greuelthaten, an dem Volke verübt, werden aufhören, wenn die Lehrer bey der Jugendbildung Gerechtigkeit zum Zweck ihres Unterrichts festsetzen, und die sittlichen bürgerlichen Vorschrifften aus der Gerechtig-

keit, als der Quelle des allgemeinen Wohls, herleiten.

Daß die meisten Regenten und ihre Gehülfen, von jeher und noch gegenwärtig, die Begriffe von Recht und Unrecht, von Ehre und Schande in Widerspruch setzten und noch setzen, ist keine leere Anschuldigung, welche die Geschichte eines jeden Jahrhunderts, und leider! auch die Geschichte unsrer Tage, beurkundet.

Hat nicht eine jede Regierung Gesetze gegen Räuber und Diebe aufgestellt, vermöge welcher sie zum Tode oder zum Gefängniß verurtheilt werden? Aber rauben nicht die Regierungsglieder und Volksbeamten ungescheut den öffentlichen Schatz, verschwenden Millionen und bestehlen den Beutel der Staatsbürger ungestraft? — Man wende ja nicht ein, die Abgaben, Steuern, Auflagen, Mauth und Zölle, werden zu Staatsbedürfnissen verwendet, zur Erhaltung der Staatsdiener, der Armeen u. s. f. Werden denn dem Volke die Einnahmen und Ausgaben genau berechnet? Zieht man denn das Volk zu Rathe, wenn, man schädliche Plane

ausführen will, welche offt ungeheure Summen erfordern. — Oder ist es nicht Diebstahl, wenn einzelne Individuen von der königlichen oder fürstlichen Familie Millionen verschwenden, und dann das Volk gezwungen wird, ihre Schulden zu bezahlen? Rauben, plündern und stehlen nicht die Soldaten ungestraft im Kriege Bürgern und Bauern?

Die Regierungsgesetze bestimmen den Tod für den, der eine Mordthat verübt: aber die Regenten stellen sich, ohne zu erröthen und Strafe zu fürchten, als Meuchelmörder öffentlich zur Schau dar, und lassen durch ihre gefühllosen Söldner unschuldige Menschen zu Tausenden hinwürgen, und jauchzen mit Höllenfreude hoch auf, wenn auf den blutigen Leichnamen ihrer Brüder Trophaeen errichtet werden.

Welch' ein Herz muß in den Menschen wohnen, die mit Anstrengung darauf sinnen, Millionen Menschen dem Hungertod Preiß zu geben! — die sich freuen, wenn sie hören, daß ihre Vorkehrungen dazu anschlagen, und sich betrüben, wenn sie mißlingen! — Fürstentugend! ha, wie glänzest du! aber nur

am Hofe, wo das Laster Tugend ist, wo die bürgerliche Tugend ausgezischt, und die wahre Ehre, rechtschaffen zu seyn und zu handeln, bemitleidet, verlacht oder verspottet wird. — Anwendbar sind jene Worte der Schrifft bey den Höflingen: „Sie suchen ihre Ehre in der Schande". Brav heißt bey Hofe der, welcher neue Plane zur Beraubung und Zugrunderichtung des Volks entwirft, welcher die Kräffte des Volks zum Widerstand lähmt, welcher sich als ein Werkzeug zur Ausführung schändlicher Handlungen gebrauchen läßt, und der es am besten versteht, wie man das Volk täuschen und hintergehn kann. Je niedrigdenkender man am Hofe sich zeiget, mit desto mehr Ehre und Ansehn wird man überhäuft. — Je weniger sich ein Mann am Hofe schämt, Unschuld, Tugend und Gerechtigkeit mit Füßen zu treten, um desto mehr wird seine Entschlossenheit, sein Muth und sein Eifer gepriesen werden.

Rechtschaffenheit ist bey den meisten Regierungsgliedern ein Wort ohne bestimmten Begriff. Bald heißt es Ausübung alles dessen, was zum eigenen Vortheil gereicht, die Mittel dazu mögen seyn, welche sie wollen;

bald Beschützung des Eigenthums des Staats, auf Kosten der Unterthanen; bald Eingriffe in das Eigenthum Anderer, oder öffentliche Beraubung derselben. — Die Regierungen sprechen von Recht und Gerechtigkeit, und treten doch die Volksrechte mit Füßen. Kurz Alles ist bey ihnen Widerspruch: Worte und Handlungen.

Gegen die Neufranken zogen sie aus, die Könige und Fürsten, um ihnen einen König aufzudringen, und das Königthum wieder einzuführen: und während dem ihre Heere deswegen kämpften, verjagten sie den guten Stanislaus August, und theilten seine Länder unter sich. — Und doch klagen die Regierungen über die Sittenlosigkeit des Volks! über Unverschämtheit, den Regierungen Gesetze vorschreiben zu wollen! — Das Volk fordert ja nur Gerechtigkeit; ihm diese versagen, ist despotisch und grausam.

Es ist in der That kein Wunder, wenn Empörungen ausbrechen, da man ja geflissentlich das Volk dazu reizt. Man hört sein Murren, aber man fragt es nicht: warum es murrt? Statt der Untersuchung sollen ehrne Schlünde und gezückte Schwerdte ihm Schweigen gebieten. — Und dies wäre nicht Des-

potie und Tiranney? Nicht Despotie, wenn man ihn zurück stößt, den klagenden Unterthan, von den Richterstühlen der Gerechtigkeit? — Nicht grausam, wenn die Priester der Themis die leidende Unschuld verstoßen, die unterdrückten Armen nicht hören, und die um Gerechtigkeit flehenden Bürger verspotten?

Edle unter den Fürsten! die ihr Wahrheit und Gerechtigkeit liebet, und die Volksrechte ehret, ihr habt nichts von Empörungen in euren Staaten zu fürchten! Nur im Despotenlande, im Lande der Tiranney, zeigt sich die fürchterliche Erscheinung der Tiranney.

Wo Aufklärung sich verbreitet — und ein guter Fürst sorgt ja dafür — dort beeifert sich der Vornehme, wie der Geringe, gerecht, edel und gut zu handeln: und unter diesen Umständen ist keine Empörung denkbar. Zufriedenheit und Ruhe wohnt in euren Herzen, wenn den Despoten Unruhe und Qual foltert! Die Liebe eurer Unterthanen schützet euch: aber der Tirann ist auch unter seinen Leibgarden nicht sicher!

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die Posaune

Bd.: 1

S.l. 1798

H.mon. 58 m#Beibd.3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10029536-6
VD18 12731609-001